

# Die Ziele der romanischen Sprachwissenschaft : Inaugurationsrede vom 16. Oktober 1906

Autor(en): **Meyer-Lübke, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **25 (1966)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-21234>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sieht als vor 60 Jahren Meyer-Lübke, etwa in Form von Anmerkungen Stellung zu beziehen. Der Leser wird von selbst erkennen, was in den Ausführungen des Meisters noch gültig ist und was nicht.

Wien

Carl Theodor Gossen

## Die Ziele der romanischen Sprachwissenschaft

Inaugurationsrede vom 16. Oktober 1906

Hochansehnliche Versammlung!  
Sehr geehrte Herren Kollegen!  
Liebe Kommilitonen!

Wenn ich heute, mit den Insignien der höchsten akademischen Würde bekleidet, vor Sie trete, so ist es mir zuvörderst ein Bedürfnis, den Männern zu danken, die mich durch ihr einstimmiges Votum an diese Stelle berufen haben. Nicht leichten Mutes habe ich das Amt übernommen. Gewiß muß es jeden, dem neben seinem engeren Wirkungskreise und dem Interesse seiner eigenen Hörer auch die Entwicklung der Gesamtuniversität und der gesamten Studentenschaft am Herzen liegt, mit freudigem Stolze erfüllen, durch ein Jahr hindurch an der Spitze des illustren Lehrkörpers zu stehen, durch ein Jahr hindurch unsere vieles verheißende Jugend zu leiten, von der wir für unsere, für des Staates Zukunft das Beste erwarten. Aber ich habe mir doch auch keinen Augenblick verhehlt, daß die Verantwortung in einer so hohen Stellung eine besonders schwere ist und daß es zu gedeihlichem Wirken neben dem eigenen guten Willen ebensowohl der Unterstützung und Erfahrung derer bedarf, die sich selbst schon in der nämlichen Stellung befunden haben; des Rates derer, die an der Leitung mitbeteiligt sind. Die Gefühle des Rektors beim Amtsantritte gleichen denen des Bergsteigers, der mit leichter Mühe, bei sonnigem Wetter, auf gut bezeichnetem Wege die erste Höhe erklommen hat und nun freudig zugleich und ernst überlegend seine Wanderung fortzusetzen beginnt, unter schwierigen Verhältnissen, bei unsicherem Wetter, angewiesen auf sich selbst und sein Geschick, Schwierigkeiten zu überwinden, auf seinen Stern vertrauend und darauf, daß an besonders exponierten Stellen frühere Wanderer Wegweisung gelassen haben oder beratende Genossen zur Stelle sind.

Danken möchte ich sodann Ihnen allen, die Sie hier erschienen sind, danken für das Interesse für unsere *Alma mater*, das Sie durch Ihre Anwesenheit zum Ausdrucke bringen. Bei der Zersplitterung des überhasteten Großstadtlebens kann der

*dies academicus* nicht die Rolle spielen wie in den kleinen Städten, wo die Universität den Mittelpunkt des ganzen Lebens bildet, selbst unsere Studierenden werden in höherem Grade nach außen abgelenkt; um so mehr sind alle diejenigen zu begrüßen, die bei solchem Anlasse sich einfinden, um zu bezeugen, daß sie sich als zur Universität gehörend fühlen, daß die Universitätsfeier auch für sie eine Feier ist; die gerne eine Stunde sich frei machen, um vom Betriebe der Wissenschaft zu hören.

Denn es ist eine alte und lobenswerte Sitte, daß der Rektor seinen Ehrentag gerne dazu benützt, Einblick zu verschaffen in sein eigenes Arbeitsgebiet, daß er über die engeren Fachkreise hinaus Aufschluß gibt über die Probleme, deren Lösung er sein Leben widmet, zu deren Lösung er seine Hörer anzuleiten und anzueifern sucht. Diesem Brauche zu folgen halte ich mich für um so berechtigter, als zum ersten Male der Vertreter der romanischen Sprachwissenschaft von dieser Stelle aus spricht. Das Fach gehört ja in der Tat zu den jüngeren. Es sind jetzt gerade 70 Jahre her, seit Friedrich Diez den ersten Band seiner Grammatik der romanischen Sprachen veröffentlicht hat, ein Werk, in dem er streng wissenschaftlich und unumstößlich die enge Verwandtschaft der romanischen Sprachen unter sich und ihre Abkunft vom Lateinischen bewies; daß sie Töchter Sprachen des Lateinischen sind, wie man früher sagte, daß sie die heutige Phase des Lateinischen darstellen, wie man sich jetzt richtiger ausdrückt. Was Diez beweisen wollte, das ist längst Gemeingut aller wissenschaftlich Denkenden geworden und bildet heute die selbstverständliche Grundlage der Romanistik, wodurch natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß immer wieder Sonderlinge auftreten, die beispielsweise das Französische direkt aus dem Griechischen oder aus dem ihnen ganz unbekanntem Gallischen herleiten.

Wenn also die Aufgabe, die sich die romanische Sprachwissenschaft vor 70 Jahren zunächst stellen mußte, erledigt ist, so hat, wie dies ja in der Natur aller Wissenschaften liegt, die Erledigung nicht einen Abschluß gebracht, sondern vielmehr weitere Aufgaben erst aufwerfen lassen, und heute liegt die Sache so, daß die romanische Sprachwissenschaft einen Umfang angenommen hat, wie ihn ihr Begründer wohl kaum ahnen konnte. Ich sehe dabei ganz ab von der Lautphysiologie und Experimentalphonetik, der Lehre vom Wesen und der Erzeugung der Laute, jener jüngsten Wissenschaft, die übrigens die Wege und Methoden, durch die sie wirklich fruchtbar werden kann, noch nicht gefunden hat; ich sehe von ihr ab, weil es streng wissenschaftlich eine selbständige romanische Lautphysiologie ebensowenig gibt als etwa eine romanische Pflanzenphysiologie. Ich halte mich lediglich an das, was wir als die historische Sprachforschung bezeichnen, d. i. die Lehre von den von Geschlecht zu Geschlecht vor sich gehenden Umgestaltungen der sprachlichen Gebilde nach ihrer Form und nach ihrem Inhalte. Wenn ich die Gesamtheit der Aufgaben überblicke, die sich hier für den Romanisten aufwerfen, so scheiden sie sich deutlich in drei Gruppen.

Da kommt zunächst das Verhältnis von Lateinisch und Romanisch in Betracht. Wollte man sich aus unseren lateinischen Schriftstellern der klassischen Zeit ein Bild der Umgangssprache der Römer machen, so würde es wohl ebenso unrichtig ausfallen, wie wenn jemand aus den Schriften eines Grillparzer, einer Ebner-Eschenbach, einer Delle Grazie die Wiener Umgangssprache im Laufe des 19. Jahrhunderts herauslesen wollte. Erwägungen allgemeiner Art und mancherlei direkte und indirekte Zeugnisse haben schon längst erkennen lassen, daß auch im römischen Reiche die verschiedenen Volksschichten verschieden gesprochen haben, daß zwischen Umgangssprache und Schriftsprache ein bald größerer, bald geringerer Unterschied bestand, je nach dem Inhalte des Geschriebenen, je nach dem Bildungsgrade des Schreibenden, daß in der langen Zeit von Plautus bis gegen Ende des ersten christlichen Jahrtausends sich viel mehr Sprachveränderungen vollzogen haben, als die ja doch immer konservative Schriftsprache durchschimmern läßt. Diese Verhältnisse einigermaßen kennenzulernen, ist auch für den klassischen Philologen von Wichtigkeit, wenn er den richtigen Maßstab für die Beurteilung namentlich des Stils und damit der künstlerischen Bedeutung der Schriftsteller gewinnen will. Unter den verschiedenen Hilfsmitteln dafür spielen nun die romanischen Sprachen eine hervorragende Rolle, da sie auf dem Wege mündlicher Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht aus dem gesprochenen Latein entstanden sind; da auch die verschiedenen nicht-römischen Völker das Lateinische zumeist von Mund zu Ohr, nicht auf dem Wege der Bücher gelernt haben. Darnach gelangt man rekonstruierend vom Romanischen aus auf die römische Umgangssprache und wird, wo die Rekonstruktion nicht mit den überlieferten Formen übereinstimmt, eben den Unterschied zwischen den verschiedenen Sprachschichten erkennen. In der Tat hat auf diesem Gebiete die romanistische Forschung schon mancherlei schätzenswerte Resultate aufzuweisen; in den Wirrwarr der Schreibungen von Inschriften und Handschriften kann sie allein wirklich Ordnung bringen, und namentlich seit die Latinisten den späteren Schriftstellern, den Glossarien und Grammatikern größere Beachtung schenken, ist ihnen die Romanistik eine wertvolle Hilfswissenschaft geworden, die gar manches, was man nicht verstand oder als Fehler korrigierte, zu deuten und als zu Recht bestehend nachweisen konnte. Bei dem viel größeren Material, über das der Romanist verfügt, kann er auch noch in anderer Hinsicht dem Latinisten ratend zur Seite stehen. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spielte das afrikanische Latein bei den Philologen eine große Rolle. Spracheigentümlichkeiten, die man bei Schriftstellern aus Afrika beobachtete, wurden als speziell dieser Provinz angehörig betrachtet, sogar als Punismen gedeutet; Autoren, deren Heimat man nicht kannte, auf Grund dessen dann in Afrika lokalisiert. Wenn nun der Romanist diese selben Erscheinungen nicht nur in Spanien oder Italien, sondern sogar in Nordfrankreich oder in Rumänien nachweisen konnte, so war das für die Vertreter der Africitas natürlich schmerzlich. Und doch hätte man das be-



rücksichtigen sollen, schon um der wissenschaftlichen Wahrheit willen, aber auch darum, weil sich daran ein recht interessantes weiteres Problem knüpfte, die Frage, weshalb das Verhältnis von Schriftsprache und Volkssprache in Afrika ein anderes war als in Frankreich.

Handelt es sich hier zum Teil um Kleinigkeiten, die nur durch ihre Summierung einen Wert bekommen, so ist eine der anziehendsten Fragen der römischen Sprach- und Kulturgeschichte nur mit Hilfe des Romanischen ganz zu lösen, die Frage, wie weit die überlegene Kultur der Griechen in der Sprache der Römer ihre Spuren hinterlassen habe und wie weit aus der Sprache da, wo andere Beweismittel fehlen, dieser Einfluß zu bestimmen sei. Wir wissen heute, daß die Zahl der griechischen Lehnwörter im Lateinischen wesentlich größer ist, als man früher annahm; sie erweist sich noch größer, als etwa der Kenner des lateinischen Sprachschatzes glauben mag, weil wir die ziemlich zahlreichen, dem Altgriechischen entstammenden Elemente des Romanischen dazuschlagen müssen, auch wenn sie in der überlieferten römischen Literatur nicht vorkommen. Denn eben durch ihr Fortleben bis ins Romanische ist ihre Existenz im römischen Munde gesichert. Das griechische *cistus* 'Ciströschchen' wird von keinem römischen Schriftsteller genannt, aber der Landbevölkerung Italiens muß es ganz geläufig gewesen sein, weil daraus italienisch *cesto* 'Strauch, Staude, Büschel' entstanden ist. Dazu kommt noch ein Weiteres. Es gibt Zeiten, wo man im lateinischen Stile in ähnlicher Weise mit Gräzismen geprunkt hat wie zeitenweise im Deutschen mit Gallizismen, ohne daß jedoch diese Modetorheit wirklich tiefer gegriffen hätte. Es ist nun mit den Mitteln der lateinischen Grammatik nicht immer möglich festzustellen, was an solchen Gräzismen wirklich Boden gefaßt hat und was nur ephemere ist, aber auch hier wird die Romanistik wenigstens soweit helfen können, als sie je nach dem Fortleben oder dem Untergang eines Wortes seine Beliebtheit oder Seltenheit annähernd zu bestimmen in der Lage ist.

So kann der Romanist einigermaßen dem Latinisten, der ihm die Grundlage für seine Wissenschaft gibt, seinen Dankestribut zollen, aber seine einzige Aufgabe ist das nicht, vielleicht nicht einmal seine wichtigste. Blickt er auf der einen Seite nach dem klassischen Altertum, so wendet er sich auf der andern der modernsten Gegenwart zu.

Die Dialektforschung, die Untersuchung der lebenden Mundarten hat in den letzten Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung genommen, und wenn sie in unserem Universitätsbetriebe noch lange nicht den Raum einnimmt, der ihr auch nach ihrer pädagogischen Wichtigkeit zukäme, so liegen die Gründe darin, daß es bis in allerjüngster Zeit an geeigneten Lehrbüchern fehlte, daß nur wenige unserer deutschen Hochschulen in so günstiger Lage sind wie die deutschschweizerischen, von denen man mit ein paar Stunden Eisenbahnfahrt mitten im Gebiete romanischer Mundarten ist, und daß endlich die Gegenwart noch immer sehr vielen ein weniger

würdiges Objekt wissenschaftlicher Forschung scheint als das Mittelalter oder das Altertum. In diesem Falle sehr mit Unrecht und zum Schaden der Forschung.

Für den Begründer der romanischen Dialektforschung, für den Görzer Ascoli, war der maßgebende Gesichtspunkt der der Einteilung, der Abgrenzung der Mundarten. In seiner ersten großen Arbeit auf diesem Gebiete, in den berühmten *Saggi ladini*, zeigte er schärfer und deutlicher und umfassender als andere vor ihm, daß die Alpenmundarten von den Quellen des Rheins durch Tirol hindurch bis da, wo in Friaul das Romanische ans Slawische stößt, eine große Spracheinheit bilden, die in scharfem Gegensatz zum Lombardischen und zum Venezianischen der Ebene steht; eine andere Abhandlung führt den charakteristischen Titel *Über die Stellung des Ligurischen im System der italienischen Mundarten*. Diese Systematik ist auch heute noch ein Ziel, das man im Auge behalten muß, aber es ist durch andere etwas zurückgedrängt. Was sind Mundarten? Welche Erscheinungen sind maßgebend für die Einteilung und die Charakteristik, welche nicht? Gerade die Fortschritte der Forschung auf diesem Gebiete haben gezeigt, daß in sehr vielen Fällen ein ganz allmählicher Übergang stattfindet, daß die Grenzen zerfließen, daß der Wortschatz andere Gruppierungen zu verlangen scheint als die Gestaltung der Laute. Daher hat zum Beispiel der vielseitigste unter den romanischen Sprachforschern, der frühere Grazer Professor Schuchardt, schon in blutjungen Jahren die wissenschaftliche Berechtigung der Dialektgrenzen bestritten, und namentlich die führenden Franzosen sind ihm darin gefolgt. Die intensive Beschäftigung mit den Dialekten beginnt nun allerdings die früher berechtigte und für den Fortschritt der Erkenntnis nötige negative Auffassung wieder durch eine positive zu ersetzen, aber doch ist man noch nicht zur Feststellung durchweg entscheidender Kriterien gelangt, erhofft sie vielmehr von weiteren Studien eben am lebenden Material. Die Erschließung der Mundarten gibt uns aber auch für die anfangs berührten wie für die noch zu besprechenden Fragen einen unendlich viel reicheren und vollständigeren Stoff als die Schriftsprachen, die nur einen kleinen Ausschnitt bilden; sie gibt uns vor allem einen viel deutlicheren Einblick in das Wesen der sprachlichen Veränderungen. Schriftsprachen nivellieren; sie dienen einem großen Kreise zur Verständigung, daher individuelle Veränderungen langsam und schwer aufkommen. Auch der Verkehr nivelliert, nicht nur bei einzelnen, wie jeder an vielgereisten Gebildeten leicht beobachten kann, sondern auch bei der Masse. Seit Bahnen und Straßen überall hereindringen, seit der starke Fremdenstrom die Bewohner der einzelnen Täler mehr und mehr miteinander in Verbindung bringt, arbeitet sich vor unseren Augen im romanischen Rheintale in Graubünden langsam eine Art Reichssprache heraus, und die früher von Tal zu Tal, von Dorf zu Dorf oft recht großen Verschiedenheiten schwinden mehr und mehr. So sehen wir, daß im Rumänischen die Dialektverschiedenheiten außer etwa im Wortschatze sehr unwesentliche sind, und wir werden das aus der Geschichte der Rumänen erklären. Lange sind sie, wie ja zum Teil noch

heute, ein wanderndes Hirtenvolk gewesen. Ihre ursprünglichen Wohnsitze lagen am Balkan; dann sind sie in ihre heutigen eingezogen und nördlich und westlich bis nach Galizien, Polen und Mähren gezogen, andererseits westlich über den Karst nach Istrien. Die Wanderung bringt naturgemäß eine stärkere Mischung mit sich, ist also der individuellen Sprachentwicklung ungünstig – eine Auffassung, für die die Sprachverhältnisse in Rußland und bis auf einen gewissen Grad die im germanischen Nord-, im romanischen Südamerika weitere interessante Beispiele geben würden. Wo aber diese ausgleichenden Momente in geringerer Menge vorhanden sind, wo also das Individuelle mehr zur Geltung kommt, da wird man auch deutlicher erkennen, was eigentlich Sprachentwicklung ist. Und da zeigt sich denn allerdings eine solche Menge und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, wie sie, wer nur mit toten Sprachen zu tun hat, kaum ahnen kann, und zwar nicht nur in der Lautentwicklung und in den Formen, sondern auch in den hier bisher noch am wenigsten beobachteten syntaktischen Gebilden. Lassen sich hier die Umgestaltungen in ihren ersten Keimen studieren, so läßt sich nicht minder beobachten, was die angebahnten Entwicklungen wieder hemmt. In einem gewissen Sinne kann man auch vom sprachlichen Leben sagen, es stelle sich dar als der Kampf zwischen einem üppig ins Kraut schießenden Individualismus und einer durch das allgemeine Interesse bedingten Gleichmacherei. Es liegt auf der Hand, daß dieser Kampf doch nur da genauer beobachtet werden kann, wo er geführt wird, nicht wo er entschieden ist, also nicht an den toten Schriftsprachen, deren Geschichte zu studieren ja darum nicht minder wichtig ist. Sprachforscher wie Philosophen sind gleichermaßen interessiert an den Grundfragen des Sprachlebens. Da berührt es denn sonderbar, daß beide mit so großer Vorliebe die Stützen ihrer Spekulationen zumeist in denjenigen Sprachen und Sprachperioden suchen, über die wir schlecht unterrichtet sind, statt sich dahin zu wenden, wo die Quellen unerschöpflich fließen. Das ist auch der Grund, warum so viel auf diesem Gebiet verwendeter Scharfsinn unfruchtbar oder pseudofruchtbar ist, durch blendenden Glanz einen Augenblick beirrt, aber dem Ziele um keinen Schritt näher führt.

Selbstverständlich ist diese methodologische Wichtigkeit nicht eine Eigentümlichkeit der romanischen Mundarten, die deutschen oder die slawischen besitzen sie ebenso sehr, aber die Mundartenforschung ist auf keinem Gebiete so entwickelt wie auf dem romanischen.

So wichtig darnach das Studium der Dialekte ist, so ordnet es sich doch mit der anfangs besprochenen, ins Lateinische eingreifenden Forschung einem noch wichtigeren Probleme unter, das wir als das A und O aller romanischen Linguistik bezeichnen können, der Frage, weshalb das Lateinische, das zu Augustus' Zeiten auf dem weiten *Orbis Romanus* ein im ganzen einheitliches war, sich in so viele unter sich so stark verschiedene Idiome gespalten habe. Denn es ist doch eine merkwürdige Erscheinung, noch merkwürdiger, wenn wir beobachten, daß sich in Italien



und Frankreich eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Mundarten entwickelt hat, wogegen, wie schon bemerkt, im Rumänischen und andererseits auf der Iberischen Halbinsel die Dialektverschiedenheiten ganz unbedeutend sind, das Portugiesische in Galizien von dem auf den Azoren oder das Spanische in Asturien von dem in Andalusien weniger stark verschieden ist als das Genuesische vom Bergamaskischen oder das Wallonische vom Normannischen. Warum das? Sehr mannigfaltige und vielfache Faktoren haben da mitgewirkt. Gröber hat vor allem zu zeigen versucht, daß die verschiedene Zeit der Romanisierung auch in der Sprache zum Ausdruck kommt. Es hätte also zum Beispiel das im Jahre 238 vor Christus angeschlossene Sardinien das Lateinische in einer anderen Gestalt bekommen als das nördliche Gallien, das erst Cäsar erobert hat, und darin läge ein Grund der späteren Sprachverschiedenheiten. Das ist zweifellos richtig. Ebenfalls in historischen Verhältnissen begründet erscheint die Verschiedenheit zwischen dem Romanischen Graubündens und dem Tirols, die, wie früher bemerkt, unter sich in einem gewissen engeren Zusammenhange stehen, aber doch auch tiefgehende Verschiedenheiten zeigen. Das Graubündnerische macht den Eindruck eines in seiner Entwicklung stehengebliebenen französischen Dialekts; das heißt, es scheint die romanische Bevölkerung des Rheintals in einer frühen Zeit einen starken Zuzug aus dem einst ganz romanischen Wallis bekommen zu haben. Die geringen Veränderungen auf der Iberischen Halbinsel mögen zum Teil damit in Zusammenhang stehen, daß die romanische Bevölkerung des Nordens erst sehr spät Zentrum und Süden den Arabern weggenommen hat.

Sodann muß man vor allem fragen, ob und inwieweit die verschiedenen fremden Sprachen, die auf römisch-romanischem Gebiete gesprochen worden und untergegangen sind, auf die Entwicklung des Romanischen von Einfluß gewesen seien. Diese letztere Frage ist um so wichtiger, weil sie über das Gebiet der Sprachforschung hinaus in das der Völkergeschichte reicht, ja einen Teil der letzteren bildet. Daß das Französische, um mich darauf zu beschränken, aus einer Umformung des Lateinischen in gallischem Munde entstanden sei, daß also seine wesentlichen Merkmale auf gallischen Einflüssen beruhen, ist eine Anschauung, die auf den ersten Blick jedem einleuchtet. Sie spielt denn auch bei Gelehrten wie bei Laien eine große Rolle. Leute, die wie Ascoli und Schuchardt auf beiden Gebieten, oder solche, die auf einem der beiden eindringlich gearbeitet haben, wie solche, die beiden gleich ahnungslos gegenüberstehen, haben bald mehr bald weniger geistreiche Theorien darüber aufgestellt. Nur wenige, wie die beiden Genannten, fühlen dabei das Bedürfnis, ihre Aufstellungen zu begründen; die meisten begnügen sich mit Behauptungen und verlangen willigen Glauben statt einer durch wissenschaftliche Beweisführung gewonnenen Überzeugung. Leider wird die Untersuchung dadurch wesentlich erschwert, daß wir vom Gallischen viel zu wenig wissen, um uns eine ganz klare Vorstellung der Sprache machen zu können, daß wir zum guten Teil auf Schlüsse aus den heutigen keltischen Idiomen angewiesen sind, die nicht vom Gallischen



abstammen, sondern ihm parallel gehen. Man stelle sich vor, wir besäßen ein paar lateinische Inschriften und eine Anzahl Substantiva und Verba und müßten daraus und aus dem Spanischen und Französischen die Sprache der Römer rekonstruieren! Und doch lägen dafür die Bedingungen günstiger, weil, wie gesagt, die romanischen Idiome zum Lateinischen in viel näherer Beziehung stehen als Irisch und Kymrisch zum Gallischen. Fassen wir zunächst denjenigen Bestandteil der Sprache ins Auge, dessen Ursprung am leichtesten zu bestimmen ist, den Wortschatz, so ist es zweifellos, daß das Französische eine Anzahl gallischer Wörter enthält und daß gewiß weitere Forschung ihre Zahl noch wird vermehren lassen. Aber im ganzen genommen ist es doch recht wenig; eine Anzahl Sachbezeichnungen, die mit der Landwirtschaft zusammenhängen: *charrue* 'der Pflug' nebst *soc* 'Pflugschar', *marne* 'Mergel' und *vouge* 'Rebmesser'; Namen von Pflanzen, die die Römer erst in Gallien kennenlernten, wie *if* 'Eibe', dann auch *verne* 'Erle', *beloce* 'Schlehe'; ferner das alte Wort für Bier *cervoise* und dazu gehörig *bras* 'Malz', *brasser* 'brauen' usw.; auch auf anderen Gebieten dies und jenes, aber bemerkenswerterweise fast keine Adjektiva und Verba, nichts, was auf einen wirklich tiefergehenden Einfluß schließen ließe, nichts in Flexion und Wortbildung. Es bleibt noch die Lautform, und hier ist ja auch das eigentliche Feld der Spekulationen. Man macht in verschiedener Weise bald mehr mittelbar, bald mehr unmittelbar das Gallische dafür verantwortlich, daß die Franzosen *ü* statt lat. *u* sagen: *mur* aus *murus*, *e* statt *a*: *père* aus *pater*, *oi* statt *ī* oder *ē*: *boire* aus *bībere*, *toile* aus *tēla* usw. Ich will dagegen nur einen Einwand von vielen erheben. Neuere Forschung zeigt, daß alle diese Erscheinungen, so weit wir sie datieren können, nicht vor dem 6. Jahrhundert, eher später eingetreten sind, daß aber umgekehrt das Gallische schon im vierten soviel wie ausgestorben war. Wie will man diese Kluft überbrücken, wie erklären, daß die gallischen Sprachgewohnheiten durch mehrere Generationen hindurch völlig geschlummert haben, um dann mit einem Male zum Vorschein zu kommen? Man spreche hier nicht von Atavismus oder etwa davon, daß eine Inkubationszeit nötig gewesen sei. Ich glaube, die Naturhistoriker, die mit den Begriffen, die hinter diesen zwei Wörtern stecken, wirklich vertraut sind, werden am allerersten eine solche Auffassung ablehnen, aber auch der Sprachforscher muß sich dagegen wehren. Es ist ja vielleicht möglich, daß exakteste Forschung dereinst zeigen wird, daß die Sprachverschiedenheiten auch somatisch und sprachlich so eng verwandter Völker wie Gallier und Römer auf gewisse minimale Verschiedenheiten der Sprachwerkzeuge zurückgeführt werden können. Es ist vielleicht möglich, aber bisher hat man auch nicht den kleinsten Anhaltspunkt für eine solche Annahme, und die allgemeine Wahrscheinlichkeit spricht mehr dagegen als dafür. Aber selbst wenn dem so wäre, müßte immer erst noch gesagt werden, weshalb die Sonderart gallischer Sprachorgane sich erst so lange nach dem Untergange des Gallischen Geltung verschafft; es müßte, da die Sprache doch eben ein Verkehrsmittel, nicht ein Naturprodukt ist, gezeigt werden, warum

der Verkehr jenen unbekanntem Faktor doch schließlich hat aufkommen lassen. Und noch eines ist merkwürdig: die Hauptcharakteristika der vermuteten gallischen Lautgebung findet man im Nordfranzösischen, die größere Zahl der mit Sicherheit nachweislich gallischen Elemente im Wortschatz dagegen im Südfranzösischen. Ist das nicht ein sehr merkwürdiger Zwiespalt?

Nach den Galliern kommen die Germanen. Auch hier stellen sich der Untersuchung Schwierigkeiten entgegen, aber ganz anderer Art. Es handelt sich darum, den Einfluß zu bestimmen, den die eine der zwei großen Kulturnationen Europas auf die Sprache der anderen gehabt hat, Kulturnationen, die heute noch um den Vorrang kämpfen, Nationen, denen wir nicht objektiv gegenüberstehen wie etwa den Griechen und Römern, sondern von deren Fleisch und Blut wir selber sind. Wenn nun der Gelehrte, wie sich ziemt, für sein Volkstum, mit seinem Volke lebt und fühlt, dann wird er als Romane oft Mühe haben, germanische Einflüsse zuzugeben, wird er als Deutscher allzu leicht geneigt sein, diese Einflüsse zu überschätzen. Oder aber er kann im Bewußtsein dieser Schwierigkeit in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Die richtige Mittellinie zu finden ist um so schwerer, als es sich vielfach um Dinge handelt, die nicht verstandesmäßig, mathematisch bewiesen werden können, sondern deren Beurteilung dem subjektiven Wahrscheinlichkeitsgefühl unterliegt.

Werfen wir einen raschen Blick auf die Schicksale der germanischen Sprachen auf romanischem Boden. Fast spurlos sind die Ostgoten über Italien hinweggezogen. Was das Italienische an ostgotischen Worten besitzt, ist sehr wenig, wenig mehr, als was die verschiedenen germanischen Söldnertruppen im römischen Heere schon gebracht haben, was man also als den germanischen Bestandteil der römischen Lagersprache bezeichnen kann. Anders ihre Stammesgenossen auf der iberischen Halbinsel. Noch im 11. und 12. Jahrhundert sind in Spanien und Portugal die Eigennamen in ihrer überwiegenden Mehrzahl, noch heute zahlreiche Geschlechtsnamen und sehr viele Ortsnamen westgotischen Ursprungs, also Namen wie *Ascarius*, *Vulfarius*, *Theodoredus*, *Alberigus* und hundert andere. Aber die Zahl der gotischen Elemente im spanisch-portugiesischen Wortschatz ist noch geringer als im italienischen. Man sieht, die Westgoten waren ein rücksichtsloses Herrenvolk, dessen Namen man aus Furcht oder aus Kriecherei annahm, dem man aber sonst ganz die eigene überlegene Kultur und Sprache aufnötigte. Wieder anders Langobarden und Franken. Die Personennamen des mittelalterlichen Italiens sind vorwiegend langobardisch, die Frankreichs vorwiegend fränkisch, also dieselben Verhältnisse wie in Spanien; aber auch der Wortschatz Italiens ist ziemlich stark mit langobardischen Elementen durchsetzt, der Frankreichs sehr stark mit fränkischen. Also hier zeigt sich nun ein sehr bedeutender Einfluß des neuen Volkes, das doch später seine eigene Sprache ganz aufgab, und zwar ein Einfluß, der namentlich in Nordfrankreich auf fast allen Gebieten des Lebens bemerkbar ist. Daß im Waffenwesen die Germanen

überlegen waren, wie sie es heute noch sind, ist bekannt; daß die Ausdrücke des germanischen Rechtsstaates mit diesem Staate von den Herrschenden auf die Beherrschten übergingen, natürlich; aber auch die Terminologie der Hanfbearbeitung ist in Frankreich größtenteils germanisch, nicht lateinisch: *rouir* und *broyer* und anderes, auf dem Gebiete weiblicher Handfertigkeit zeigen sich starke germanische Einschlüge: *broder* 'sticken' ist germanisch, und *Rocken* und *Spule* leben als germanische Lehnwörter im Romanischen weiter. Und wenn die Germanen den Bau des steinernen Hauses erst von den Römern gelernt haben und daher von ihnen die Wörter für Mauer und Ziegel übernahmen, so haben sie doch wiederum die an der Wand befestigte, also einen Teil des Hauses bildende Bank den Romanen gebracht, daher französisch *banc*, italienisch *panca*. Ja noch mehr. Meringer hat den Nachweis erbracht, daß die Germanen das geflochtene Haus besaßen, das aus Pflöcken bestand, die mit Geflecht verbunden waren, also eine Art Hürden, und er hat scharfsinnig und überzeugend danach deutsches *Wand* zu *winden* gestellt. Dazu liefert nun das Französische eine weitere Bestätigung in seinem Worte für bauen *bâtir*. Das ist nämlich identisch mit dem andern *bâtir* 'Heftnähte machen' und beruht auf einem germanischen *bastyan* 'mit Bast arbeiten'. Das kann natürlich ebensowohl ein Nähen als ein Flechten sein, und es kann das verwendete Material mit der Zeit etwas ganz anderes als Bast sein. Übrigens will ich nicht unerwähnt lassen, daß im Provenzalischen *bastir* 'Sessel flechten' bedeutet. Also ihr Wort für 'Mauer herstellen' haben die Franken bewahrt und die Romanen übernommen; man geht kaum fehl mit der Annahme, daß sie auch eine eigene Bautechnik behalten und übermitteln haben. Ist ja doch *maçon* 'Maurer' ein germanisches Wort und weist fr. *hourder* 'mit Kalk bewerfen, berappen' auf germ. *hurd* 'Hürde' trotz seiner der modernen Technik angepaßten, etwas verschobenen Bedeutung wieder auf das 'geflochtene Haus'. Ich will Sie nicht weiterführen auf diesem Gebiete; ich will nur noch erwähnen, daß der fränkische Einfluß sich auch in der Wortbildung zeigt, und will auch hier mit einem Blick auf die Laute schließen. Da können wir nun eine sehr merkwürdige Beobachtung machen. Übernimmt ein Volk Fremdwörter mit ihm nicht geläufigen Lauten, so ersetzt es diese durch die nächststehenden: wer kein *f* kennt, sagt *p*: slav. *posta* aus ahd. *fastu* oder das schöne litauische Wort *jumprova* 'Jungfrau'. Anders die Romanen in Nordfrankreich. Sie hatten in ihrer Sprache kein *h*, da das lat. *h* seit dem 2. Jahrhundert völlig verschwunden war, aber sie lernten es wieder und sprachen *haunita* als *honte*. Sie hatten keine Entsprechung für das germ. *w*, sie gaben es aber nicht durch ihr *v* wieder, sondern lernten es oder ersetzten es durch eine neue Artikulation: *wirra* wird zu *werre*, *guerre*. Das zeugt von einer großen Zähigkeit der einen, von einer großen Anpassungsfähigkeit der anderen Sprache, von einem wirklichen Durchdringen und Ineinanderaufgehen. Und da drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, jene spezifischen Merkmale des Französischen, die sich etwa im 6. Jahrhundert bemerkbar machen, könnten das Produkt der Ver-



schmelzung von Fränkisch und Latein, nicht von Gallisch und Latein sein, falls es sich überhaupt um ein Verschmelzungsprodukt handelt. Es wäre verfrüht, wollte man diesen Gedanken als richtig hinstellen oder als unrichtig verwerfen: er kann nur in dem ganzen Komplex der Fragen über das Verhältnis von Germanen und Romanen seine Beurteilung finden. Diese Fragen lassen sich auch nicht allein vom Standpunkte der Sprachgeschichte aus lösen, in Betracht kommt auch die Dichtigkeit der Bevölkerung des einen und des anderen Stammes; in Betracht kommen die Verkehrswege und Kulturzentren und die kirchlichen und politischen Verhältnisse. Aber wenn dies alles herangezogen wird, so werden wir aus der Vereinigung von geschichtlichen und sprachlichen Untersuchungen dereinst doch ein klares Bild des wichtigsten Prozesses der neueren Geschichte bekommen: der Entstehung der romanischen Völker aus der Verschmelzung von Römern mit Germanen.

Interessante Vorgänge, interessant, weil sie vielfach an die schweren Sprachenkämpfe erinnern, unter denen wir heute leiden, durch sie wohl auch verständlich gemacht werden. Es ist das Vorrecht des Gelehrten, besonders wenn er der Philosophischen Fakultät angehört, aus dem Sturm des Lebens sich in die ideale Welt seiner Studien zu flüchten, ja ihnen sein Hauptinteresse zuwenden zu dürfen; aber es ist die Pflicht auch des Gelehrten wie jedes anderen Staatsbürgers, sich um das Leben seines Staates zu kümmern. Und darum spreche ich Ihnen, meine jungen Kommilitonen, das Recht, offenen Auges und mit der Lebhaftigkeit der Jugend neben den Studien die politischen Vorgänge zu verfolgen, nicht ab, im Gegenteil. Aber zwei Dinge bitte ich Sie, dabei unentwegt im Auge zu behalten: Jede Freiheit, die akademische vielleicht am allermeisten, verlangt von dem, der sie genießt und nicht mißbrauchen will, eine um so größere Selbstzucht; bei aller berechtigten Ungebundenheit der Jugend, bei allen Äußerungen des Selbstgefühls und des Machtgefühls denken Sie daran, daß die Würde der Form zu wahren dem akademischen Bürger ganz besonders zukommt. Und das andere: seien Sie überzeugt, daß Ihre treuesten, Ihre aufrichtigsten, Ihre uneigennützigsten Freunde Ihre akademischen Lehrer, Ihre akademischen Behörden sind. Dieselben Wege gehen Sie, die wir einst gegangen sind, in Ihnen sehen wir unseren Nachwuchs, und ein gemeinsames Streben sollte ein festes unzerreißbares Band um Sie und uns schlingen, das Streben, zu erhalten und zu mehren den Glanz und Ruhm unserer altherwürdigen, deutschen *alma mater Vindobonensis*.

Wilhelm Meyer-Lübke †